

Insel

Katherine
Mansfield
Das
Gartenfest

Katherine Mansfield (Kathleen Beauchamp), geboren am 14. Oktober 1888 in Wellington/Neuseeland, ist am 9. Januar 1923 in Fontainebleau gestorben.

Fünfzehn Erzählungen sind unter dem Titel *Das Gartenfest* versammelt, fünfzehn Porträts von Frauen, Männern und Kindern, Charakterstudien von Personen und Beziehungen, die in ihrer einfühlsamen Darstellung vornehmlich aus der Perspektive der Frau eher unscheinbar wirkende Geschehnisse aus dem alltäglichen Leben beschreiben. So unscheinbar die Ereignisse auf den ersten Blick wirken, so grundlegend, ja existentiell sind sie für die Betroffenen.

insel taschenbuch 2205
Katherine Mansfield
Das Gartenfest



**Katherine
Mansfield
Das Gartenfest**

und andere Erzählungen

Aus dem Englischen von

Heide Steiner

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1998

insel taschenbuch 2205

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1995

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33905-2

INHALT

An der Bucht	9
Das Gartenfest	59
Die Töchter des Obersten selig	80
Herr Tauber und Frau Taube	108
Das junge Mädchen	120
Das Leben der Mutter Parker	129
Ehe à la mode	139
Die Schiffsreise	154
Miss Brill	166
Ihr erster Ball	173
Die Singstunde	183
Der Fremde	191
Bankfeiertag	209
Eine ideale Familie	214
Die Zofe	223
Zu dieser Ausgabe	231

AN DER BUCHT

I

Sehr früh am Morgen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Crescent-Bucht lag völlig unter einem weißen Nebelschleier verborgen. Die großen, mit Buschwerk bedeckten Hügel im Hintergrund waren ganz eingehüllt. Man konnte nicht sehen, wo sie aufhörten und die Koppeln und Bungalows begannen. Die sandige Landstraße und die Koppeln und Bungalows auf der anderen Seite waren verschwunden. Davor gab es keine weißen, mit rötlichem Gras bewachsenen Dünen. Nichts war da, was Strand und Meer voneinander unterschieden hätte. Starker Tau war gefallen. Das Gras sah blau aus. An den Büschen hingen große Tropfen, die sich gerade noch so hielten. Die silbrigen, flaumigen Toi-toi standen schlapp auf ihren langen Stengeln, und all die Ringelblumen und Nelken in den Gärten der Bungalows hingen vor Nässe auf die Erde herab. Die kühlen Fuchsien troffen, runde Tauperlen lagen auf den flachen Blättern der Kapuzinerkresse. Es sah aus, als hätte die See in der Dunkelheit einen sanften Vorstoß gewagt, als wäre eine riesige Welle dahergerollt gekommen – bis wohin? Wäre man mitten in der Nacht aufgewacht, hätte man vielleicht einen mächtigen Fisch ans Fenster schnellen und dann wieder verschwinden sehen . . .

Ah-Ach! erklang es von der schläfrigen See. Und aus dem Buschwerk kam das Rauschen kleiner Bäche, die schnell und leicht herabflossen, zwischen die glatten Steine schlüpfen, sich in Farnmulden ergossen, um wieder herauszuströmen. Dicke Tropfen klatschten auf große Blätter, und noch etwas anderes war da – was war es? Ein leises Wispern und

Knistern, das Knacken eines Zweiges und darauf eine solche Stille, daß es schien, als lausche jemand.

Um die Ecke der Crescent-Bucht, zwischen aufgetürmten Gesteinsbrocken kam eine Schafherde angetrappelt. Dicht zusammengedrängt, eine kleine, hin und her wogende wollige Masse, und die dünnen, stelzigen Beine trotteten rasch dahin, als hätten die Kälte und Stille sie erschreckt. Ein alter Schäferhund lief hinterher, die patschnassen Pfoten voller Sand, die Schnauze am Boden, unbekümmert, als ob er an etwas anderes dächte. Und dann erschien in dem felsigen Durchgang der Schäfer selbst, ein hagerer, aufrecht gehender alter Mann in einem groben Wollmantel, der von einem Gewebe winziger Tropfen bedeckt war, die Samthosen unter dem Knie zusammengebunden, und mit einem Schlapphut, um dessen Krempe ein blaues Tuch geschlungen war. Eine Hand hielt er in den Gürtel gesteckt, die andere umfaßte einen wunderbar glatten gelben Stock. Und wie er so bedächtig dahinging, ließ er unentwegt ein sanftes, leichtes Pfeifen hören, zarte Flötentöne, wie von weit her, die traurig und zärtlich zugleich klangen. Der alte Hund machte ein, zwei Sprünge wie vor langen Zeiten, blieb darauf, beschämt über seinen Leichtsinn, abrupt stehen und ging dann ein paar würdevolle Schritte an der Seite seines Herrn. Die Schafe rannten in kleinen trappelnden Sätzen dahin; sie begannen zu blöken, und geisterhafte Herden antworteten ihnen unten vom Meer. »Bäh! Bääh!« Eine Zeitlang schien es, als wären sie immer auf derselben Stelle. Vor ihnen erstreckte sich die sandige Landstraße mit seichten Pfützen; zu beiden Seiten die gleichen tiefenden Büsche, die gleichen schemenhaften Umzäunungen. Dann kam etwas Gewaltiges in Sicht: ein mächtiger zotteliger Riese breitete die Arme aus. Das war der große Eukalyptusbaum vor dem Laden von Mrs. Stubbs, und als sie vorbeizogen, war ein starker Eukalyptusgeruch zu spüren. Und jetzt schimmerten große

Lichtflecke durch den Nebel. Der Schäfer hörte auf zu pfeifen; er rieb sich die rote Nase und den feuchten Bart mit dem nassen Ärmel und schaute blinzelnd dahin, wo das Meer lag. Die Sonne ging auf. Es war wunderbar, wie rasch der Dunstschleier dünner wurde, fortflog, sich über dem flachen Land auflöste, vom Busch emporkräuselte und verschwunden war, als hätte er es eilig wegzukommen. Große Kräuselringe und Kringel drängten und stießen einander, als die silbernen Strahlen breiter wurden. Das leuchtende, klare Himmelsblau hoch oben spiegelte sich in den Pfützen, und die Tropfen, die an den Telegrafmasten entlangschwammen, blitzten auf wie Lichter. Die aufschäumende, glitzernde See glänzte jetzt so hell, daß die Augen schmerzten, wenn sie hinsahen. Der Schäfer zog eine Pfeife, mit einem Kopf, so klein wie eine Eichel, aus seiner Brusttasche, suchte nach einem Klumpen gefleckten Tabaks, schnitt ein paar Krümel ab und stopfte die Pfeife. Er war ein würdevoller, feiner alter Mann. Als er die Pfeife anzündete und der blaue Rauch sich um seinen Kopf ringelte, sah ihn der Hund, der ihn beobachtet hatte, ganz stolz an.

»Bäh! Bäh!« Die Schafe liefen wie zu einem Fächer auseinander. Sie hatten gerade die Sommerkolonie hinter sich gelassen, als der erste Schläfer sich umdrehte und schlaftrunken den Kopf hob. Ihr Blöken klang hinüber in die Träume der kleinen Kinder . . . die die Arme hoben, um die süßen kleinen Wollschäfchen im Schlaf zu sich herabzu ziehen und an sich zu drücken. Dann erschien der erste Bewohner: Burnells Katze Florrie. Sie saß auf dem Torpfosten, um, wie gewöhnlich viel zu früh, nach dem Milchmädchen Ausschau zu halten. Als sie den alten Schäferhund sah, schnellte sie hoch, machte einen Buckel, duckte den gestreiften Kopf und schüttelte sich ein wenig, als wäre sie pikiert. »Puh! Was für ein gemeines, abstoßendes Geschöpf!« sagte Florrie. Doch der alte Schäferhund wackelte

vorbei, ohne aufzusehen, hin und her schlenkerte er die Beine. Nur ein Ohr zuckte, zum Zeichen, daß er sie sah und für eine alberne junge Dame hielt.

Im Busch erhob sich ein Morgenlüftchen, und der Geruch von Laub und feuchter dunkler Erde mischte sich mit dem würzigen Ruch des Meeres. Die Stimmen unzähliger Vögel waren zu hören. Ein Goldfink flog dem Schäfer über den Kopf, ließ sich dann auf der äußersten Spitze eines kleinen Zweiges, der Sonne zugewandt, nieder und plusterte die kleinen Brustfedern auf. Und jetzt hatten sie die Hütte des Fischers hinter sich gelassen, waren sie vorbei an der verrußt aussehenden kleinen *Kate*, in der das Milchmädchen Leila mit ihrer alten Großmutter wohnte. Die Schafe verstreuten sich über gelbem Morast, und der Schäferhund Wag trottete hinterher, trieb sie zusammen und dem steilen, engen, felsigen Pfad zu, der aus der Crescent-Bucht zur Daylight-Bai führte. »Bäh! Bäh!« Matt klang der Ruf, als sie die rasch trocknende Straße entlangzogen. Der Schäfer steckte die Pfeife in seine Brusttasche, so daß der kleine Kopf herausguckte. Und sogleich ertönte wieder das leichte zarte Pfeifen. Wag lief auf einem schmalen Felsvorsprung einer Fährte nach und kam angeekelt zurückgelaufen. Dann verschwanden die Schafe unter Stoßen und Drängen eilig um die Biegung, der Schäfer folgte ihnen und war nicht mehr zu sehen.

2

Ein paar Augenblicke später öffnete sich die Hintertür eines der Bungalows, und eine Gestalt in einem breitgestreiften Badeanzug eilte über die Koppel, stieg über den Zauntritt, stürmte durch das Büschelgras in die Mulde, schwankte den sandigen Hügel hinauf und rannte, als gälte es das Leben,

über die großen porösen Steine, über die kalten, nassen Kiesel auf den harten, wie Öl schimmernden Sand. Plitsch-platsch! Plitsch-platsch! Das Wasser gluckste Stanley Bunnell um die Beine, als er frohlockend hinauswatete. Der erste, wie üblich. Wieder war er allen zuvorgekommen. Und blitzschnell tauchte er Kopf und Nacken unter Wasser.

»Heil, Bruder! Heil dir, der du mächtig bist!« dröhnte eine samtene Baßstimme über das Wasser.

Großer Gott! Verflucht! Stanley richtete sich aus dem Wasser auf und sah weit draußen einen dunklen Kopf auf und ab tanzen und einen erhobenen Arm. Das war Jonathan Trout – da vor ihm. »Ein prachtvoller Morgen!« sang die Stimme.

»Ja, sehr schön!« erwiderte Stanley kurz angebunden. Warum zum Teufel hielt sich der Kerl nicht an sein Revier? Was suchte er ausgerechnet an dieser Stelle? Stanley stieß sich ab, machte einen Satz und schwamm auf der Seite. Doch Jonathan war ihm gewachsen. Er kam heran, sein schwarzes Haar lag glatt auf seiner Stirn, der kurze Bart glänzte.

»Vergangene Nacht hatte ich einen außergewöhnlichen Traum!« schrie er.

Was war bloß mit dem Mann los? Diese Redesucht brachte Stanley maßlos auf. Und es war immer dasselbe – immer irgendso ein Quatsch von einem Traum, den er gehabt hatte, oder irgendeine verrückte Idee, die er sich in den Kopf gesetzt hatte, oder irgendwelcher Blödsinn, den er gelesen hatte. Stanley drehte sich auf den Rücken und strampelte mit den Beinen, bis er ein lebender Wasserspeier war. Doch sogar da... »Ich hab' geträumt, ich hing über einer schrecklich hohen Klippe und rief jemandem unten etwas zu.« »Das sieht dir ähnlich!« dachte Stanley. Er konnte das einfach nicht mehr ertragen. Er hörte zu spritzen auf. »Hör mal, Trout«, sagte er, »ich hab's heute morgen ziemlich eilig.«

»Was hast du?« Jonathan war so erstaunt – oder tat so, daß er unter Wasser sank und dann prustend wieder auftauchte.

»Ich meine nur«, sagte Stanley, »ich habe keine Zeit, um – um – um herumzualbern. Ich möchte das hinter mir haben. Ich habe es eilig. Ich muß heute morgen noch arbeiten, verstanden?«

Jonathan war weg, ehe Stanley noch geendet hatte. »Ich passe, mein Freund!« sagte die Baßstimme liebenswürdig, und er glitt durch das Wasser davon, wobei er kaum Wellen schlug... Zum Kuckuck mit dem Kerl! Er hatte Stanley das Bad verdorben. Was für ein ausgemachter Idiot der Mann doch war! Stanley schwamm weiter hinaus und dann ebenso schnell wieder zurück und rannte eilig den Strand hinauf. Er fühlte sich betrogen.

Jonathan blieb noch eine Weile im Wasser. Er ließ sich treiben, wobei er die Hände leicht wie Flossen bewegte und seinen langen, mageren Körper vom Wasser schaukeln ließ. Komisch, doch trotz allem möchte er Stanley Burnell. Zwar hatte er manchmal ein geradezu teuflisches Verlangen, ihn aufzuziehen, sich über ihn lustig zu machen, doch im Grunde tat ihm der Kerl leid. Es lag etwas Rührendes darin, wie er aus allem eine große Sache machte. Man hatte unbedingt das Gefühl, daß es ihn eines Tages erwischen würde, und was für ein mächtiger Reinfeld würde das werden! In diesem Augenblick wurde Jonathan von einer gewaltigen Welle hochgehoben, die dann an ihm vorbeirollte und sich mit einem Freudenton am Strand brach. Wie schön das war! Und jetzt kam wieder eine. So mußte man leben – unbekümmert, verwegen, sich verschwendend. Er richtete sich auf und watete zum Strand, wobei er die Zehen in den festen, welligen Sand preßte. Die Dinge nicht so schwernehmen, nicht gegen das Auf und Ab im Leben ankämpfen, sondern ihm nachgeben – so mußte es sein. Was völlig

verkehrt war, war diese Spannung. Leben – ach, leben! Und der herrliche Morgen, so frisch und klar, voller Sonnenlicht, gleichsam, als lache er über seine eigene Schönheit, schien zu flüstern: »Warum nicht?«

Aber als Jonathan aus dem Wasser war, sah er ganz blau aus vor Kälte. Der ganze Körper schmerzte ihn. Es war, als ob jemand das Blut aus ihm preßte. Und als er steif und zitternd mit verspannten Muskeln den Strand hinaufging, hatte auch er das Gefühl, daß sein Bad verdorben war. Er war zu lange im Wasser geblieben.

3

Beryl war allein im Wohnzimmer, als Stanley, in einem Anzug aus blauem Serge, mit steifem Kragen und getupfter Krawatte, erschien. Er sah beinahe unheimlich sauber und geschniegelt aus. Er wollte für den Tag in die Stadt. Als er sich auf seinen Stuhl fallen ließ, zog er die Uhr heraus und legte sie neben den Teller.

»Ich habe gerade noch fünfundzwanzig Minuten«, sagte er. »Du könntest mal nachsehen, ob der Porridge fertig ist, ja, Beryl?«

»Mutter ist schon gegangen«, erwiderte Beryl. Sie setzte sich an den Tisch und schenkte ihm Tee ein.

»Danke!« Stanley nahm einen Schluck. »He!« sagte er mit erstaunter Stimme, »du hast den Zucker vergessen.«

»Oh, entschuldige!« Aber auch dann gab sie ihm keinen Zucker. Sie schob ihm die Dose zu. Was sollte das heißen? Als Stanley sich bediente, wurden seine blauen Augen ganz groß. Sie schienen zu beben. Er warf einen raschen Blick auf seine Schwägerin und lehnte sich zurück.

»Alles in Ordnung, oder?« fragte er leichthin und machte sich an seinem Kragen zu schaffen.

Beryl hielt den Kopf gesenkt, sie drehte ihren Teller hin und her.

»Völlig«, sagte sie mit ihrer hellen Stimme. Dann sah auch sie auf und lächelte Stanley zu. »Was sollte denn sein?«

»Ach! Nicht, daß ich wüßte! Ich dachte nur, du schienst ziemlich . . .«

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, und herein kamen drei kleine Mädchen, jedes mit einem Teller voll Porridge. Alle trugen dieselben blauen Strickjacken und Bundhosen. Die braunen Beine waren nackt, und alle hatten das Haar geflochten und zu einem Pferdeschwanz, wie man das nannte, aufgesteckt. Hinter ihnen kam Mrs. Fairfield mit dem Tablett herein.

»Paßt auf, Kinder«, mahnte sie. Doch sie nahmen sich sehr in acht. Sie liebten es, wenn sie etwas tragen durften. »Habt ihr eurem Vater schon guten Morgen gesagt?«

»Ja, Großmama.« Sie setzten sich auf die Bank, Stanley und Beryl gegenüber.

»Guten Morgen, Stanley!« Die alte Mrs. Fairfield reichte ihm seinen Teller.

»Guten Morgen, Mutter! Wie geht's dem Jungen?«

»Großartig! Er ist diese Nacht nur einmal munter gewesen. Was für ein herrlicher Morgen!« Die alte Frau hielt inne, eine Hand auf dem Laib Brot, und schaute durch die offene Tür in den Garten hinaus. Das Meer rauschte. Durch das weit geöffnete Fenster schien die Sonne auf die gelb gestrichenen Wände und den blanken Fußboden. Auf dem Tisch glänzte und glitzerte alles. In der Mitte stand eine alte Salatschüssel voller gelber und roter Kapuzinerkresse. Sie lächelte, und ein Ausdruck tiefer Zufriedenheit trat in ihre Augen.

»Du könntest mir eine Scheibe von dem Brot da *abschneiden*, Mutter«, sagte Stanley. »In zwölf und einer halben Minute fährt die Kutsche. Hat jemand dem Mädchen meine Schuhe gegeben?«

»Ja, sie sind fertig.« Mrs. Fairfield war ganz ruhig.

»Ach, Kezia! Was bist du für ein Ferkel!« rief Beryl verzweifelt.

»Ich, Tante Beryl?« Kezia sah sie groß an. Was hatte sie denn bloß getan? Sie hatte doch nur einen Fluß mitten durch den Brei gegraben, ihn vollaufen lassen und aß nun die Ufer auf. Aber sie machte das jeden Morgen, und bis jetzt hatte noch keiner etwas gesagt.

»Warum kannst du nicht ordentlich essen wie Isabel und Lottie?« Wie ungerecht die Erwachsenen doch waren!

»Aber Lottie macht doch immer eine schwimmende Insel, nicht wahr, Lottie?«

»Ich nicht«, sagte Isabel altklug. »Ich streue nur Zucker drauf und nehme Milch, und dann esse ich meins auf. Nur Babys spielen mit ihrem Essen.«

Stanley schob den Stuhl zurück und stand auf.

»Würdest du mir die Schuhe holen, Mutter? Und Beryl, wenn du fertig bist, möchte ich, daß du zum Tor läufst und die Kutsche anhältst. Isabel, lauf zu deiner Mutter und frag sie, wo mein Hut geblieben ist. Einen Augenblick noch – habt ihr Kinder mit meinem Stock gespielt?«

»Nein, Vater!«

»Aber ich hab' ihn hierhergestellt«, begann Stanley aufzubrausen. »Ich weiß ganz genau, daß ich ihn in diese Ecke gestellt habe. Also, wer hat ihn gehabt? Die Zeit drängt. Seht euch genau um! Der Stock muß gefunden werden.«

Sogar das Dienstmädchen Alice wurde in die Suche mit einbezogen: »Sie haben ihn nicht zufällig gebraucht, um das Küchenfeuer damit zu schüren?«

Stanley stürzte ins Schlafzimmer, wo Linda lag. »Einfach sagenhaft! Ich kann kein einziges Stück für mich behalten. Jetzt haben sie mir meinen Stock weggenommen.«

»Stock, Liebling? Was für einen Stock?« Lindas Gleichgültigkeit bei solchen Gelegenheiten konnte einfach nicht

von dieser Welt sein, dachte Stanley. Hatte denn keiner Mitgefühl für ihn?

»Der Wagen! Stanley, der Wagen«, schrie Beryl vom Tor her.

Stanley winkte Linda zu. »Keine Zeit, auf Wiedersehen zu sagen«, rief er. Und das war als Strafe für sie gedacht.

Er ergriff den Hut, stürzte aus dem Haus und raste den Gartenweg entlang. Ja, die Kutsche wartete dort schon, und Beryl lehnte über der offenen Gartentür und lachte irgend jemandem zu, als ob nichts geschehen wäre. Wie herzlos Frauen doch waren! Wie selbstverständlich sie hinnahmen, daß man für sie rackerte, während sie sich nicht mal die Mühe machten, sich darum zu kümmern, daß der Spazierstock nicht abhanden kam. Kelly ließ die Peitsche über die Pferde gleiten.

»Auf Wiedersehn, Stanley!« rief Beryl nett und fröhlich. Es war nur zu leicht, auf Wiedersehen zu sagen. Und da stand sie nun müßig da und beschattete die Augen mit der Hand. Das schlimmste dabei war ja, daß Stanley, um den Schein zu wahren, ebenfalls auf Wiedersehen rufen mußte. Dann sah er, wie sie sich umdrehte, einen kleinen Hopser machte und zum Haus zurücklief. Sie war froh, ihn los zu sein.

Ja, sie war dankbar dafür. Mit dem Ruf: »Er ist fort!« kam sie ins Wohnzimmer gerannt. Linda hörte man aus ihrem Zimmer rufen: »Beryl! Ist Stanley fort?« Die alte Mrs. Fairfield tauchte auf, sie trug den Jungen in seinem kleinen Flanellrock.

»Fort?«

»Fort!«

Ach, wie erleichtert sie waren, wie anders alles war, wenn der Mann aus dem Hause war! Sogar ihre Stimmen klangen anders, als sie einander zuriefen; sie klangen warm und liebevoll und so, als ob sie ein Geheimnis teilten. Beryl ging

zum Tisch. »Trink doch noch eine Tasse Tee, Mutter. Er ist noch heiß.« Irgendwie wollte sie es feiern, daß sie jetzt tun und lassen konnten, was sie wollten. Da war kein Mann, der sie hätte stören können. Der ganze herrliche Tag gehörte ihnen.

»Nein, danke, mein Kind«, sagte die alte Mrs. Fairfield. Doch wie sie gerade da den kleinen Jungen hochwarf und »ei-jei-jeiei-jei-jei« sagte, hieß, daß sie genauso empfand. Die kleinen Mädchen liefen auf den Hof wie Küken, die man aus einem Verschlag freigelassen hatte.

Sogar das Dienstmädchen Alice, das in der Küche das Geschirr abwusch, wurde davon angesteckt und ging völlig sorglos mit dem kostbaren Wasser aus dem Tank um.

»Ach, diese Männer!« Sie tauchte die Teekanne in die Schüssel und hielt sie sogar noch unter Wasser, als keine Bläschen mehr kamen, so, als ob auch sie ein Mann und Ertrinken noch zu gut dafür wäre.

4

»Isabel, so warte doch! Kezia, so warte doch!«

Wieder einmal war die arme kleine Lottie zurückgeblieben, weil es ihr furchtbar schwerfiel, allein über den Zauntritt zu kommen. Als sie auf der ersten Stufe stand, begannen ihr die Knie zu schlottern. Sie klammerte sich an den Pfosten. Dann mußte man ein Bein hinübersetzen. Aber welches? Sie konnte sich nie entschließen. Und als sie schließlich in einer Anwandlung von Verzweiflung ein Bein hinübersetzte, war das ein fürchterliches Gefühl. Halb war sie noch auf der Koppel und halb in dem Büschelgras. Verzweifelt klammerte sie sich an den Pfosten und schrie lauter: »So wartet doch!«

»Nein, Kezia, wart' bloß nicht auf sie!« sagte Isabel. »Sie

ist ja so ein kleiner Dummerjan. Immer macht sie so ein Theater. Komm!« Und sie zog Kezia an der Strickjacke. »Du kannst meinen Eimer nehmen, wenn du mit mir kommst«, sagte sie freundlich. »Er ist größer als deiner.« Doch Kezia konnte Lottie nicht einfach sich selbst überlassen. Sie lief zu ihr zurück. Lottie war jetzt hochrot im Gesicht und atmete schwer.

»Setz deinen andern Fuß hier rüber«, sagte Kezia.

»Wo?«

Lottie blickte auf Kezia hinab, als stünde sie auf einem hohen Berg.

»Hier, wo meine Hand ist.« Kezia strich über die Stelle.

»Ach, *dort* meinst du?« Lottie seufzte schwer und setzte den zweiten Fuß hinüber.

»Jetzt drehst du dich so gut wie rum, setzt dich hin und rutschst«, sagte Kezia.

»Aber da ist doch gar nichts, wo man sich *draufsetzen* kann, Kezia«, jammerte Lottie.

Schließlich hatte sie es geschafft. Und als es erst einmal überstanden war, schüttelte sie sich und begann zu strahlen.

»Ich komme schon besser über Zaunritte, nicht wahr, Kezia?«

Lottie war eine sehr optimistische Natur.

Ein blauer und ein rosaroter Sonnenhut folgten Isabels leuchtendrotem den schlüpfrigen, glatten Hügel hinauf. Oben angekommen, machten sie erst einmal halt, um zu entscheiden, wohin sie gehen sollten, und um sich genau zu orientieren, wer bereits da war. Wenn man sie von hinten sah, wie sie sich gegen den Horizont abhoben und schwungvoll mit ihren Spaten gestikulierten, sahen sie aus wie kleine Entdecker, die Kriegsrat hielten.

Samuel Josephs gesamte Familie war bereits mit ihrer Haustochter da, die auf einem Klapphocker saß, mit einer Pfeife, die sie um den Hals trug, und einem kurzen Stock,